

Quelle: Zeit Online, 21.4.2010

## Die Bücherärzte

Restauratoren der Universitätsbibliothek in Göttingen kämpfen dagegen, dass jahrhundertealte Papierschatze verfaulen. Ein Werkstattbesuch

Von Julia Nolte

An der Universität Göttingen nennen sie es das „Magazin des Schreckens“. Es ist ein Lagerraum, in dem Tausende von Büchern in Stahlregalen vor sich hin schimmeln. „Das sind unsere Wasserschäden“, sagt Renate van Issem und zieht einen besonders schweren Fall aus dem Regal. Der dreihundert Jahre alte Atlas ist in Plastikfolie eingeschlagen, „damit sich die Schimmelsporen nicht im Raum verbreiten“. Durch die Hülle erkennt man die zerfranste Pappe des Einbandes, die gewellten, angefressenen Seiten. Es sieht aus, als hätte ein Raubtier ein Stück herausgebissen. „Aspergillus!“, sagt van Issem und tippt mit der Fingerspitze gegen die Folie, sodass es im Inneren staubt. „Zellulosezer-setzer! Keime, die in jeder Blumenerde sind. Aber in dieser Art von Zellulose, in Papier, wollen wir sie wirklich nicht.“

Renate van Issem ist Buchbindemeisterin. Sie leitet die Restaurierungswerkstatt der Göttinger Staats- und Universitätsbibliothek, wo man seit vierzig Jahren bemüht ist, dem Schimmelpilz den Garaus zu machen. 1970 wurde die Werkstatt eingerichtet, um einen Wasserschaden aus dem zweiten Weltkrieg zu beheben. Damit ist sie eine von nicht einmal 20 Restaurierungswerkstätten, die an deutschen Hochschulen bestehen. Die

meisten von ihnen sparen sich die Ausgaben für die Einrichtung und Unterhaltung einer solchen Werkstatt.

Nach einem Bombentreffer im Jahr 1944 sei Regenwasser in einige Keller der Göttinger Bibliothek gesickert, sagt van Issem. „Die Bücher, die dort lagerten, wurden nach dem Krieg einfach im Heizungskeller der Bibliothek getrocknet.“ Ein perfekter Nährboden für *Aspergillus niger*, der sich seitdem ungehindert durch Papier und Pappe, Pergament und Leder, durch Handschriften, Drucke und kolorierte Abbildungen aus fünf Jahrhunderten fraß. Die ältesten Bände stammen von 1400, darunter alle Sachgebiete von Archäologie bis Zoologie.

„Wir arbeiten nun daran, diese wertvollen Bücher wieder benutzbar zu machen“, sagt die Werkstattleiterin und verlässt die Schreckenskammer durch eine Brandschutztür, die sie mit einem Ruck hinter sich schließt. „Wir haben genug zu tun.“ Immerhin 5000 Bände konnten schon gerettet werden, 10.000 weitere warten noch auf ihre Restaurierung. Schon jetzt ist jedes Exemplar, und sei es noch so zerfleddert, im Bibliothekskatalog verzeichnet. Interessenten können die Werke einsehen – zum Schutz

ihrer Gesundheit aber nur unter einem besonderen Tisch mit Abzugshaube, der die Keime aus der Luft filtert.

An dieser reinen Werkbank beginnt auch die Arbeit der Restauratoren, sobald ein Buch desinfiziert und in seine Einzelblätter zerlegt worden ist. Mit einer weichen Bürste und einem Radiergummi streicht ein Mitarbeiter vorsichtig den größten Schmutz vom Papier.

„Ich muss zu meinem Wasser gucken“, sagt Renate van Issem und bindet sich eine blaue Schürze um. Sie geht zu einem Wasserbehälter, in dem gerade ein Buch gereinigt wird: Eine Pumpe erzeugt eine Wasserbewegung, die den Schmutz aus den Fasern schwemmt. Van Issem steckt ihre Arme bis zu den Ellenbogen in die warme, orangebraune Brühe, nimmt die Seiten heraus und gibt sie in einen Behälter mit frischem Wasser. Viermal wird die Restauratorin diese Prozedur im Laufe des Tages wiederholen, dann bleibt das Wasser klar und das Buch ist sauber.

Nach dem Trocknen müssen die Fehlstellen ausgebessert werden. In manchen Seiten sind es nur kleine Löcher und Risse, die mit Japanpapier überklebt werden können. Doch manchmal sind die Schäden dafür zu groß. Auf dem Arbeitstisch ihres Kollegen Winfried Feuerstein liegt ein Band einer französischen Enzyklopädie von Handwerksberufen aus dem 18. Jahrhundert. „Das ist schon kriminell“, sagt Renate van Issem als sie auf die Fehlstellen in den fleckigen Seiten deutet. Leicht könnte sie drei Finger hindurchstecken. Hier hilft nur noch „Anfasern“.

Feuerstein legt die erste Doppelseite auf ein Sieb in eine Wasserwanne und gießt einen Brei aus Papierfasern darüber. Er betätigt einen Hebel, es quietscht, und während sich die Seite gurgelnd aus dem Wasser hebt, setzen sich die Fasern an den Fehlstellen fest.

„Es ist wie beim Papierschöpfen“, sagt der Restaurator. Schließlich sprüht er Leim über die Seiten, „damit sie wieder fest und griffig werden“.

Danach müssen die Seiten gepresst, getrocknet und wieder in die richtige Reihenfolge gebracht werden, bevor sie mit Nadel und Faden zusammengeheftet werden können. „Hinterher kommt noch der Einband drum, dann ist das Buch fertig“, sagt Feuerstein. „Und dann hoffen wir, dass es jemanden gibt, der sich dafür interessiert und das Buch für Forschungszwecke nutzen mag.“

Dass bei der Benutzung auch viel beschädigt wird, ärgert ihn nicht. Der Leser sei eben sein Auftraggeber. Geplatze Buchrücken, eingerissene Seiten, gelockerte Bindungen – angesichts der Fülle von Schäden, die in der Restaurierungswerkstatt landen, sagt Renate van Issem: „Wir kommen kaum dagegen an.“ Bis zu 200 Stunden arbeiten sie und ihre vier Mitarbeiter an einem beschädigten Buch.

Viel Zeit, um die Papierschatze zu bewundern, bleibt da nicht. „Sicher, wenn eine besondere Grafik abgebildet ist, denke ich: ‚Ach, ist das schön!‘“, sagt Maria Krieg. „Aber im Prinzip ist das Buch für mich ein Werkstück. Ich schaue, was ich tun muss, um es zu erhalten.“ Die Auszubildende arbeitet für drei Monate in der Restaurierungswerkstatt. Nach ihrer Buchbinderlehre will sie noch ein Jahr lang ein Praktikum machen und während dieser Zeit eine Mappe mit Arbeitsproben anfertigen. Das Praktikum und die Mappe braucht sie, um einen Studienplatz für Papierrestaurierung, genauer „Restaurierung und Konservierung“ zu ergattern. Das Fach wird unter verschiedenen Namen viermal in Deutschland angeboten: von der FH Köln, der HAWK Hildesheim, der TU München und der Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart.

Doch bei weitem nicht alle Papierrestauratoren finden nach dem Bachelor und Master auch tatsächlich eine Anstellung an einer Bibliothek, einem Archiv oder Museum – und gut bezahlt werden sie nicht. Diesen Beruf, der überwiegend von Frauen ergriffen wird, wähle man nicht des Geldes wegen, sagt Renate van Issem, sondern aus „Liebe zum Buch“.

Manchmal geht Maria Krieg in den historischen Lesesaal, wo der Altbestand der Universität steht – „aus restauratorischem Interesse“, wenn sie zum Beispiel einen Einband rekonstruieren will. Hier, im zweiten Stock, ist das ebenerdige Magazin des Schreckens weit weg. Man hört nur die Holzdielen knarren und wenn jemand eine Seite umblättert. Die Atmosphäre, die Holzregale, die prächtigen Bände mit goldverzierten Lederrücken faszinieren die junge Restauratorin. „Es riecht so schön alt“, sagt sie. „Nach Wissen.“